

„Care ist mehr!“ Sorge und Mitverantwortung in Kirchengemeinde und Bürgergemeinde in der Gesellschaft des langen Lebens

Thementag im Landeskirchenamt EKIR, 04.02.2015

Vortrag Herr Maas:

„Soziale Innovationen in Nachbarschaft und Quartier“ Modellprojekte und Kooperationserfahrungen vor Ort

Vielen Dank für die Einladung. Ich freue mich besonders darüber, dass ich unter der Überschrift „Soziale Innovationen“ zu Ihnen sprechen darf – soziale Innovationen werden der oft als beharrungsfreudiger Tanker wahrgenommenen Wohlfahrtspflege ja nicht immer zugetraut. Bei aller Innovationsfreudigkeit meinerseits möchte ich jedoch mit einem schon etwas älteren Zitat von Gerhard Curdes beginnen. Hier ist bereits vor gut zehn Jahren die Notwendigkeit einer „Caring Community“ aus der Sicht eines Städteplaners trefflich formuliert worden:

*„Wir können uns noch so anstrengen und uns bemühen, die besten städtebaulichen Voraussetzungen für das Zusammenleben zu schaffen. Wenn uns die Fähigkeit des friedlichen und nachbarschaftlichen konstruktiven Zusammenlebens...verloren geht, dann nützt auch die physische Qualität der Stadt letztlich nichts. Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, die lokale Gesellschaft in die Problemstellungen und in die Erörterung von Handlungsoptionen soweit wie immer möglich mitzunehmen und zu beteiligen. ... **Städte brauchen, besonders in schwierigen Zeiten ... eine im Zusammenwirken und Zusammenstehen geübte Stadtgesellschaft.**“*

Wir leben in schwierigen Zeiten, aktuell in noch schwierigeren Zeiten als Gerhard Curdes es vermutlich hätte ahnen können. Die schon damals virulenten globalen Herausforderungen Klimawandel, Übernutzung der natürlichen Ressourcen, Wirtschaftswandel, Armut, Wanderungsbewegungen, sich verfestigende Parallelwelten unterschiedlicher sozialer und kultureller Milieus haben sich verschärft, erhebliche Bevölkerungsteile in den südlichen Ländern Europas erleben existenzielle Not, alte und neue Feindbilder bestimmen das gesellschaftspolitische Geschehen national und international, neben erschreckend vielen unübersichtlichen heißen Kriegen schleicht sich der „Kalte Krieg“ zurück in unserer Bewusstsein und Handeln. Vor diesem Hintergrund muss nun noch der ja schon lange bekannte demografische Wandel bewältigt werden, und auch, dies darf ich als Leiter auch des Geschäftsbereichs Behindertenarbeit nicht unerwähnt lassen, die

Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention – verkürzt als „Inklusion“ beschrieben.

Rückblickend können wir leider nicht behaupten, wir hätten uns hierfür im Zusammenwirken und Zusammenstehen geübt. Vielmehr haben wir uns weiter individualisiert und ökonomisiert, sind Meister in der Selbstoptimierung und Selbstverwertung und im Konsum geworden. Statt gesellschaftlich wünschenswerter Pflege einer „Willkommens- und Sorgeskultur“, haben wir weiter professionalisiert, externalisiert und präkarisiert – „Care“ überlassen wir gerne oder auch aus Zeitmangel anderen, wollen aber nur ungern auch gut dafür bezahlen.

In der Wirtschaftswoche vom 8. Januar dieses Jahres – einer Zeitschrift, die nicht für offensive Kapitalismuskritik bekannt ist – hat der Soziologe Wolfgang Streek folgerichtig eine eher finstere Zukunftsvision an das Ende seines Interviews gestellt:

„Ich mache keine Vorhersagen. Ich weise nur auf die rapide zunehmenden gesellschaftlichen Brüche hin und wünsche mir, dass wir beim Nachdenken über die Zukunft die Möglichkeit eines langsamen Zerfalls der kapitalistischen Ordnung – einer Reduzierung des gesellschaftlichen Lebens auf die Gesetze des Marktes – nicht ignorieren. Eine Gesellschaft ohne Sicherheit und Solidarität, von Zynismus zerfressen und ständig von platzenden Blasen bedroht, in der sich rettet wer kann, zusammengehalten durch grenzenlose Konsumlust am Rande der ökologischen Möglichkeiten – das kann nicht gutgehen.“

Könnten das Worte Luthers sein, die er heute an die Tür des Doms zu Wittenberg nageln würde?

Sind nicht heute, fast 700 Jahre nach Luther, Kirche und Diakonie wieder in besonderem Maße herausgefordert, aufzubegehren und zu agieren: „Mehr Care – Ja!“, aber nicht als Bewältigungsstrategie gegen Überalterung und Fachkräftemangel – der angesichts der parallel geführten Diskussion über „Industrie 4.0 mit der Möglichkeit der Freisetzung von Arbeitskräften durch weitere Digitalisierung in einem bislang noch nicht erlebten Maße ohnehin nicht wirklich prognostizierbar ist – sondern als Chance zur Rückgewinnung des Sozialen, als Versuch, uns selbst als zutiefst soziale Wesen wieder zu beleben, und dabei unsere gesamte Lebensweise als nicht zukunftsfähig zu hinterfragen. „Care“ – verstanden als gemeinsames Ringen und Sorgen um unser Gemeinwohl ist dann wirklich viel mehr als ein neues Altenhilfekonzept.

Motor hierfür darf nicht der behauptete Mangel an finanziellen Ressourcen sein, tatsächlich sind diese in einer nie dagewesenen Fülle rund um die Welt unter-

wegs, um sich gewinnbringend nieder zu lassen– nur selten dort, wo sie gebraucht werden.

Und nicht die altengerechte, sondern die menschengerechte Quartiersentwicklung ist in den Fokus zu nehmen, nicht der Mangel an Ressourcen, sondern deren ungerechte Verteilung, und auch das individuelle und gesellschaftliche Leiden am „Zuviel“ – das Annette Kurschuss einmal so trefflich als „Gegenwartsverkaterung“ titulierte hat.

Dieses „Zuviel“ darf nicht als Widerspruch zur tatsächlich wachsenden Zahl verarmender Menschen in unserer Gesellschaft verstanden werden oder zu den vielen tatsächlich finanziell ausgebluteten Kommunen. Es ist vielmehr der Hinweis auf die fehlende Balance in einer durchökonomisierten, neoliberal organisierten Gesellschaft, auf ein Zuviel an Beschleunigung, Flexibilisierung, Medialisierung, Kommerzialisierung, Temporärisierung ... gleichermaßen im Beruf und im Privatleben, Hinweis auf einen Konsum ohne Maß, auf eine scheinbar nicht mehr bewältigbare Komplexität.

Es ist unsere Generation, die uns allen – auch den Alten und den Jungen – dieses Zuviel eingebrockt hat, und die nun auch noch verzweifelt an alten Konzepten festhält – mehr vom Alten, weiter Wachstum, mehr Kontrolle und Steuerung, auch wenn das zugrundeliegende technokratische Weltbild längst seine Gültigkeit verloren hat.

Und es sind zunehmend junge Leute, die ihr Leiden an unserer wachstumsorientierten Ordnung, die wir immer noch für die einzige Alternative halten, wortgewaltig formulieren und Ausstiegsmöglichkeiten eruieren.

Wollen wir mit „altengerechten Quartieren“ und alten Konzepten kontern, statt auf die jungen, klugen (Alltags)Philosophinnen zu hören, beispielsweise auf Kerstin Bund. *„Glück schlägt Geld“* ist der Titel ihres aktuellen Buches. Sie ist 31, und damit eine Vertreterin der „Generation Y“ (ausgesprochen: Generation „Why?“), deren Vertreter sich selbst als „Sinn-, Zeit und Zukunftsfähigkeit suchend“ beschreiben, dafür nachhaltiger und im Einklang mit den eigenen Bedürfnissen arbeiten und leben wollen, und Selbstbestimmtheit als das für sie wesentlichste Statussymbol benennen. *„Wer, wenn nicht wir, die prekären Prinzen und Prinzessinnen, sollen und können die Welt in diesem Sinne verändern - aus dem eigenen Leben heraus und da, wo wir sind“*. (Kerstin Bund, 2014 in einem Interview des Radiosenders WDR 5).

Oder auf Natalie Knapp. Sie will mit ihrem Buch *„Kompass Neues Denken“* ihre Leser darin unterstützen, „einen Orientierungssinn für unsere unübersichtliche

Welt zu entwickeln.“. Ausgangspunkt ist ihr die allgegenwärtige Überforderung der Menschen durch die moderne Lebenswelt, deren unberechenbare Dynamik zunehmend bedrohliche und krank machende Züge angenommen hat. Ihr Ziel liegt darin, den Lesern trotz aller unleugbaren Schwierigkeiten neues Vertrauen in die eigene Kreativität und Gestaltungsfähigkeit zu vermitteln. Vor allem aber geht es ihr um die Entfaltung einer lebendigen Logik der Beziehungen, die sich von allen allzu gradlinigen Haltungen des Bescheidwissens emanzipiert.

Dann gibt es noch das scharfzüngige und tieftraurige Manifest der Empörung „Du sollst nicht funktionieren“, von Ariadne von Schirach, oder den Film „Speed – Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ von Florian Opitz, der über sein Filmprojekt fast das erste Lebensjahr seines Sohnes verpasst hat, und bestimmt erst recht keine Minute übrig hat für mehr Care.

Sie alle formulieren einen erheblichen Bedarf an sozialen Innovationen weit im Vorfeld von Konzepten zur Bewältigung der demografischen Herausforderung – und sie sind eine Einladung zur Eröffnung des gesellschaftlichen Diskurses über ein gutes Leben - für alle Generationen, für künftige Generationen, für den Erhalt unserer Welt.

Wenn wir wirklich eine Sorgende Gesellschaft wollen und an deren Möglichkeit glauben (wozu wir als Kirche und Diakonie ja eigentlich verpflichtet sind), dann ist es auch unserer Aufgabe, mit aller Kraft an der Schaffung der Voraussetzungen hierfür mit zu wirken. Das heißt, einen gesellschaftlichen Diskurs zu befördern, der unsere Lebensweise fundamental in Frage stellt – und gemeinsam Bilder und Geschichten zu entwickeln, die eine andere Formen des Zusammenlebens - gerechter, solidarischer, gemeinschaftlicher, nachhaltiger- als Möglichkeit erscheinen lassen. Sind wir hierfür nicht eigentlich Experten? Erfasst uns nicht alle ein großer Zorn, wenn uns Ungerechtigkeit überall entgegentritt, ergreift uns nicht alle blanke Angst um uns und vor allem unsere Kinder, wenn wir den wachsenden Unfrieden an allen Fronten spüren, nimmt uns nicht allen die unbarmherzige (Selbst)Ausbeutung die die Kraft, unbeschwert zu atmen, bricht uns nicht allen immer wieder das Herz, wenn wir sehen, wie wir umgehen mit unserer Welt und was wir davon unseren Kindern hinterlassen?

Hier muss für mich „Soziale Innovation“ ansetzen – und hier steigen wir als Diakonie, am liebsten zusammen mit Kirche, auch ein: mit Angeboten zur Förderung des gesellschaftlichen Diskurses vor Ort. Ganz lebenspraktisch und lokalspezifisch, hier kommen Gemeinwesen, Quartier und Nachbarschaft – oder vielmehr die wieder zu entdeckende Nachbarschaft - ins Spiel.

„Care“ im Sinne sozialer Innovation setzt an bei der Abkehr vom einrichtungsbezogenen Denken, der Öffnung in den Sozialraum, ins Quartier mit zielgruppenübergreifenden Konzepten. Es bedeutet die Bereitschaft, Konkurrenz und Wettbewerb zugunsten von Kooperation und Partnerschaft zu verringern, sich dabei auf fremde Welten einzulassen – Lebenswelten und Fachdisziplinen – und bedingt die vermutlich für uns schwierigste Disziplin, die wirklichen Beteiligung aller auf Augenhöhe. Hierzu müssen wir nicht nur die uns so vertrauten Hierarchien aufgeben, sondern auch Kontroll- und Steuerungsverluste hinnehmen – und uns in Vertrauen üben. Vertrauen auf das Gelingen hoch komplexer Prozesse, wie sie die Gestaltung einer Caring Community oder auch die Quartiersentwicklung darstellen, kann es nur geben, wenn sich die Akteure sicher sein können, dass neben der Verfolgung der vielen Partikularinteressen alle ein gemeinsames Oberziel – das Gemeinwohl – in den Blick nehmen, und es nicht doch primär um persönliche Vorteilsnahme geht.

Vor diesem Hintergrund ist der hierfür oft gewählte Begriff Quartiersmanagement nicht wirklich zielführend – besser wären weniger Management und mehr Partizipation und Mitgestaltung. Und der Quartiersmanager ist dann auch eher ein „Geburtshelfer“ oder Ermöglicher – und bitte nicht „Kümmerer“, auch wenn es um „Care“ geht.

Dass Einstiege in das gemeinsame Sorgen ums Gemeinwohl zumindest schon rudimentär möglich sind, zeigen viele Initiativen vor Ort, die wir begleiten – Beispiele guter Praxis, mit denen ich Sie trotz aller berechtigter Sorgen erwärmen möchte.

Ich freue mich sehr, Herrn Mast-Weisz hier zu treffen. Er hat unsere ersten Schritte in Richtung „altersgerechte Quartiersentwicklung“ auf dem Hohenhagen in **Remscheid** zunächst als Sozialdezernent und später als Stadtdirektor engagiert gefördert – und durch die Mitgründung eines lokalen Fördervereins maßgeblich zur Verstetigung der Aktivitäten beigetragen. Und auch als Bürgermeister steht er nun den Initiatoren der „Inklusiven Stadtteilentwicklung Remscheid-Hasenberg“ zur Seite.

Auch in **Burscheid** ist der damalige Sozialdezernent und verlässliche Begleiter der „Zukunftsinitiative Aufstehen – Aufeinander zugehen“ inzwischen Bürgermeister. Die Quartiersmanagerin ist mit je einer halben Stelle bei der Stadt und beim Ev. Altenzentrum, dem damaligen Initiator der Zukunftsinitiative, angestellt – und aktiviert und moderiert nun schon im sechsten Jahr eine immer mehr im Zusammenstehen geübte Bürgerschaft.

Im ländlich an der Niers gelegenen **Oedt** hingegen ist ein Bürgermeister abgewählt worden, nicht zuletzt deshalb, weil er die damals von mehreren Initiatoren, u.a. das dortige Altenzentrum, ins Leben gerufene Initiative „Oedt- Wir packen an!“ nicht ernst genommen hat. Diese krempelt mit ungebrochen tatkräftiger Unterstützung des dortigen Leiter des Sozialamtes seit sechs Jahren den kleinen Ort um, hat es u.a. geschafft, nach vielen Jahren wieder einen Nahversorger nach Oedt zu locken, und die zu Beginn ausgesprochen depressive Grundstimmung zu drehen – Oedt ist nicht mehr öd. Motor der Bewegung sind u.a. viele im Umkreis ansässige Künstler, die sich zur „Bunten Gans“ zusammengeschlossen haben, und zusammen mit den Bürgern immer wieder neue Ideen zu Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität aushecken. Hier war die erste große und erfolgreiche Tat die Anlage eines Wohnwagenstellplatzes in Eigenleistung – auf den ersten Blick und auch zweiten Blick kein Altenhilfeprojekt – aber ein Projekt, das seither eine unerwartet hohe Besucherzahl nach Oedt lockt, und die Bewohner mit großem Stolz erfüllt hat. Danach schien (fast) alles möglich – und die Oedter bleiben dran.

Nicht nur in Remscheid und Burscheid wird die Quartiersentwicklung über die Laufzeiten der anfänglichen Modellprojekte weiter fortgeführt und auf andere Stadtbereiche übertragen – fast immer werden aufgrund der positiven Erfahrungen und des Mehrwerts durch Vernetzung und Partizipation Mittel und Wege der Verstetigung gesucht. So auch in **Rheinberg**. Hier ist vor einigen Jahren der Einstieg in ein Quartiersprojekt über den Steuerberater eines Fußballprofis – der sein Zuviel an Geld anlegen wollte - initiiert worden – zusammen mit einem klugen Gemeindepfarrer, der aus einem zu großen Gemeindezentrum und einem noch unbebauten Grundstücksbereich ein weit in die Nachbarschaft ausstrahlendes Quartierszentrum mit Cafe und angegliedertem seniorengerechtem Wohnen mit Tagespflege geschaffen hat. Auch dort arbeitet eine bei der Kirchengemeinde angestellte Quartiersmanagerin in enger Zusammenarbeit mit der Kommune – gerade u.a. an der Übertragung des Konzepts in den benachbarten Stadtteil.

Ähnliches gibt es auch in **Lindlar** zu bestaunen – ein neues Stadt- und Gemeindezentrum auf dem Berg mit Aufzug in die unten liegende Stadt, das wunderschöne, von Gemeindemitgliedern, BürgerInnen und Initiativen sehr geliebte „Jubiläate Forum“, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft ein ev. Wohnungsbauunternehmen bezahlbare Wohnungen für alte und pflegebedürftige Menschen gebaut hat, die die Infrastruktur des Jubiläate Forums „in Pantoffeln“ mitnutzen können. Der dortige Quartiersmanager arbeitet ebenfalls eng mit Kreis und Kommune zusammen und entwickelt u.a. Konzepte zur Verbesserung der Mobilität in den ländlichen Randbereichen und zur Förderung gemeinschaftlichen Wohnens.

Stellvertretend für den wachsenden Bereich der inklusiven Quartiersentwicklungsprojekte soll neben dem „Inklusiven Remscheid-Hasenberg“ das Projekt **„Ruhrort: inklusiv!“ in Duisburg** stehen, wo im Rahmen eines Modellprojekts des Landschaftsverbandes Rheinland eine Quartiersmanagerin den Aufbau einer Willkommenskultur und –struktur befördert. Ziel ist, insbesondere psychisch kranken Menschen ein noch besseres Ankommen und Eingebettet sein in das Gemeinwesen mit inklusiven Wohn-, Freizeit-, Weiterbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten zu ermöglichen – immer mit Beteiligung der Betroffenen selbst.

Zum Schluss – obwohl hier noch viel mehr gelungene Praxisbeispiele genannt werden könnten und müssten – noch der Hinweis auf einen anderen guten Ort für das Anstoßen von „Care-Prozessen“: die **Melanchthon-Akademie in Köln** hat die Auseinandersetzung mit neuen Formen gemeinschaftlichen Wohnens als neuen Bildungsschwerpunkt etabliert, und setzt hierbei das von Karin Nell im Rahmen von WohnQuartier⁴ entwickelte Konzept „WohnSchule“ gemeinsam mit ihr um – eine inspirierende Multiplikatorenschulung mit vielfältigen Bezügen zu neuen gesellschaftlichen Rollen und Verantwortlichkeiten und eine gute Lernplattform für die gemeinsame Gestaltung einer neuen Kultur des Sozialen.

Im Zusammenspiel von Bürgerschaft, Kommune, Kirche und Diakonie gemeinwohlorientierte, altersgerechte, inklusive Gestaltungs- und Entwicklungsprozesse im Sozialraum zu initiieren und die Umsetzung zu begleiten, ist Ziel des Beratungs- und Qualifizierungsangebots im **„Evangelischen Zentrum für Quartiersentwicklung“**.

Das Zentrum ist ein **Kooperationsprojekt des Evangelischen Erwachsenenbildungswerkes der rheinischen Landeskirche und des Spitzenverbandes Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe**. Hier geht es um die Begleitung von Modellvorhaben, die Vermittlung von Methoden und Techniken zur „Inklusiven Quartiersentwicklung“ und um die Gestaltung von Lernplattformen und Innovationsnetzwerken. Eingebunden in ein interdisziplinäres Referentennetzwerk werden Beratungskonzepte, Lernformen und Methoden an den Schnittstellen Altenarbeit – Behindertenarbeit – Jugendarbeit und Soziales – Bauen – Bildung aus den Bereichen Coaching, Gewaltfreie Kommunikation, Psychodrama u.a. eingesetzt. Sie fördern das Heraustreten aus Mustern, Rollen und Haltungen und ermöglichen größere Handlungsfreiräume.

Einstiegs- und Umsetzungsmöglichkeiten für Kirchengemeinden und soziale Einrichtungen werden sowohl in konkreten Beratungsprozessen vor Ort als auch im Rahmen von Langzeitqualifizierungen, Intensivseminaren, Coachings und Netzwerktreffen aufgezeigt. Hier lassen wir uns von kreativen Querdenkern und Schatzsuchern wie Josef Beuys, Pina Bausch oder Lucius Burckhardt inspirieren.

Insbesondere das Innovationskonzept von Otto Scharmer befruchtet und durchdringt unsere Arbeit unmittelbar. So richten wir Beratungen und Fortbildungen an den sozialen Techniken seiner „**Theorie U**“ aus, die viele Anregungen zur Gestaltung von Veränderungsprozessen, zur Überwindung von Denkbarrieren, zur Erweiterung des organisationsbezogenen und systemischen Wissens und des Methodenrepertoires enthält:

- Achtsam sein – Hinspüren, Hinhören, Hinschauen im Sinne einer dialogischen und empathischen Wahrnehmung – bspw. Flaneur im eigenen Quartier oder der eigenen Institution sein;
- die bestehenden Urteilsgewohnheiten reflektieren;
- Hinspüren - eintauchen und die Situation aus dem Ganzen heraus betrachten und wirken lassen;
- Öffnung des Denkens, des Fühlens und der Motivation für das Neue;
- Anwesend werden und an Orte gehen, von denen aus die im Entstehen begriffene Zukunft wahrgenommen werden kann;
- Innehalten, an Orten der Ruhe und Muße das Neue in sich wachsen lassen;
- Verdichten der Vision und Intention und Schaffung einer kleinen Kerngruppe, die sich mit der Intention des Projekts verbindet;
- Zusammenführung von Kopf, Herz und Hand und Erproben des Neuen als Prototyp;
- das Neue praktisch anwenden und institutionell verkörpern - das Neue als Teil eines Ganzen sehen und beispielsweise durch Infrastrukturen oder Alltagspraktiken in Form bringen.

Konkret bedeutet dies, in Rollenspielen andere Perspektiven anzubieten, Beratung und Qualifizierung partizipativ und interdisziplinär zu gestalten, Natur und Kunst als Inspirationsquellen zu nutzen, Wahrnehmungs- und Vernetzungstechniken zu studieren, die eigenen Organisationsräume neu zu sondieren.

Frei nach Paul Tillich „Der eigentliche Ort der Entwicklung ist das Experiment an der Grenze“ kreieren wir gemeinsam mit Künstlern Erfahrungs- und Erprobungsräume und setzen dabei auf die Lust am und die Kraft des Gestalten(s). Immer wieder besuchen wir Orte, an denen Zukunft zumindest in Segmenten schon ausprobiert und vorgelebt wird – ein anderes Miteinander in Wohnprojekten, in integrativen Arbeits- und Bildungsstätten, in bürgerschaftlich organisierten Zukunftsiniciativen.

Nachbarschaft, Gemeinschaft, „Commoning“ sind nicht nur Konzepte für das Alter, sondern zumindest temporär auch attraktiv für junge Menschen. So kann und soll Quartiers- und Nachbarschaftsarbeit auch zu einem guten Miteinander der Generationen in schwierigen Zeiten beitragen. Sie wird besonders dann an Gestaltungskraft gewinnen, wenn sie sich mit den vielen anderen Initiativen für eine soziale und nachhaltige Transformation unserer Gesellschaft verbündet und in

„Laboren der Zivilgesellschaft“ (Harald Welzer) ein anderes Miteinander entwickelt und erprobt.

Unverzichtbar bleibt dabei aber das vehemente Einfordern „eines Bündels von Neujustierungen und Veränderungen: neue Anreizsysteme für die Mitwirkung nichtstaatlicher Akteure, die stärkere quartiersbezogene Bündelung und sozial-räumliche Ausrichtung von Verwaltungsaufgaben, ein Abgehen von dem Verständnis der Quartiersentwicklung als unterausgestatteter, nur leidlich funktionierender Reparaturbetrieb für gesellschaftliche Fehlentwicklungen sowie eine Ausdifferenzierung der Quartiersentwicklung als Mosaik von Umbausätzen, die uns alle betreffen...“, wie es der Stadtentwickler Uwe Altrock richtig formuliert.

Dieser soll aber nicht am Schluss meiner Rede stehen, sondern ein Zitat von Ariadne von Schirach, weniger geschliffen als von ihr gewohnt, aber umso trefflicher meinen Vortrag auf den Punkt bringend:

„In einer lebenswerten Welt leben zu wollen heißt, selbst dafür geradezustehen. Es heißt, wach zu sein, mitfühlend zu sein und anwesend in hellen und in dunklen Tagen. Die Zukunft geht uns etwas an. Wir sind doch keine bloßen Zuschauer. Wir sind nicht blöd und wir sind nicht selbstsüchtig. Und vor allem sind wir nicht machtlos.“